

Susanne Dohrn

DAS ENDE DER NATUR

Die Landwirtschaft
und das stille Sterben
vor unserer Haustür

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

Für Gerhard und Walther, die mich – jeder auf
seine Weise – gelehrt haben, genau hinzuschauen.



© Ch. Links Verlag GmbH, Berlin 2017

Erweiterte und aktualisierte Taschenbuchausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2018

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung und Satz: Nadja Caspar, Ch. Links Verlag

Umschlagmotiv: © PKruger/shutterstock

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-451-03170-0

INHALT

PROLOG

**Die industrielle Landwirtschaft –
Totengräberin der biologischen Vielfalt 8**

JANUAR: Eine Tüte Vielfalt 16

WIESEN UND WEIDEN

**Kein Platz für Mädesüß, Klappertopf
und Männertreu 20**

*Hungerkünstler und Futterdiebe 24 · Sargnägeln für
die Vielfalt 28 · Retten was zu retten ist? 33*

FEBRUAR: Schälen und fräsen 35

ÄCKER

**Der organisierte Feldzug gegen Klatschmohn,
Kornblume und Co. 36**

*Auf dem Feuerlilienpfad 40 · 100 Äcker für die Vielfalt 44 ·
Kulturdenkmäler auf dem Acker 49 · Dornröschen unter der
Erde 52 · Auf der Suche nach der Arche Noah 55*

MÄRZ: Der Trick mit dem Sand 58

KNICKS UND HECKEN

Plattgemacht: Das Wegenetz der Artenvielfalt 59

*Der beste Windschutz aller Zeiten 62 · Umgehauen,
abgeholzt, vernichtet 70*

APRIL: Das Unheil wächst zuerst 78

MOORE

Klimaschutz gratis mit Torfmoos,

Sonnentau und Wollgras 79

Die Drohne im Moor 84 ·

Neue Moore braucht das Land 86

MAI: Gießen oder nicht? 93

MAIS

Ein Kraftprotz mit Nebenwirkungen 94

Gefährlicher Siegeszug 97 · Der verstummte Acker 101 ·

Der Mais, das Klima und der Boden 109

JUNI: Gruß aus der Samenbank 115

AMPHIBIEN

Kleiner König ohne Heim 116

Zertifizierter Eiersucher 117 · Ohne Wasser kein

Leben 123 · Killer auf dem Trecker 127

JULI: Manche mögen's heiß 136

WIESENVÖGEL

Allerweltsarten in Not 137

Güllen, schleppen, mähen, ernten 140 · Liebestaumel und

schneller Sex 145 · Aufhorchen bei der EU? 151

JULI: Sie sind wieder da 153

INSEKTEN

Bekämpfen bis zum letzten Flügelschlag 154

*Schlechte Zeiten für Spezialisten 155 · Schmetterlinge
zählen 159 · Teuflische Wirkstoffe 164 · Die Tankstellen-
Offensive 169*

AUGUST: Sensenleid 174

BODEN

Bedrohter Hotspot unter unseren Füßen 175

*Würmer: Schwerstarbeiter unter der Erde 176 · Der Boden-
Lobbyist 178 · Gift und Gülle für den Boden 182 ·
»Black Box« Boden 186*

AUGUST: Ab ins Heu 190

AUSWIRKUNGEN AUF DEN MENSCHEN

Gefährlich für die Gesundheit 191

*Die Natur wird zur Latrine 191 · Klimawandel
und intensive Landwirtschaft 194 · Resistente
Keime aus dem Stall 197 · Zu viel Nitrat im
Grundwasser 200 · Glyphosat – das neue DDT? 203*

EIN JAHR SPÄTER 208

DIE MÄR VOM NATURSCHUTZLAND

DEUTSCHLAND 209

*Naturschutz: Ein Tiger ohne Zähne 214 · Exklusiver
Nestbesuch 219 · Streit ums Wasser 222*

ZURÜCK ZUR NATUR

Eine andere Landwirtschaft ist möglich 225

ANHANG

*Anmerkungen 234 · Register von Tieren und
Pflanzen 261 · Dank 269*

PROLOG

Die industrielle Landwirtschaft – Totengräberin der biologischen Vielfalt

Die unscheinbare Schöne mit den zartlila Kreuzblüten wächst seit Jahren unter unseren Apfelbäumen. Wiesenschaumkraut heißt sie und verdankt ihren Namen einem Fressfeind, der Wiesenschaumzikade. Ihre Larven beißen ein Loch in den Stängel und ernähren sich von Pflanzensaft. Zudem produzieren sie aus Eiweiß und Luft ein feuchtes Schaumnest. In dieser sogenannten Kuckucksspucke sind sie vor Fressfeinden geschützt. Schiebt man den Schaum ein wenig zur Seite, entdeckt man darin die kleine grüne Larve der Zikade.

Wegen des Wiesenschaumkrauts habe ich neuerdings ein schlechtes Gewissen. Das hat mit einem Falter zu tun. Sein Name: Aurorafalter. Sobald das Wiesenschaumkraut blüht, ist er da. Die Falter sind weiß, die Flügelspitzen der Weibchen grau, die der Männchen leuchtend orange. Bei den Gesprächen für dieses Buch habe ich viel darüber gelernt, wie eng Pflanzen und Insekten kooperieren. Aurorafalter suchen auf den Blüten des Wiesenschaumkrauts nicht nur Nektar, die Weibchen legen dort auch ihre Eier. Die kleinen Räupchen fressen bevorzugt Blüten und Samenschoten, verpuppen sich nach etwa fünf Wochen in Bodennähe und schlüpfen im kommenden Frühjahr. Hier kommen meine Gewissensbisse ins Spiel: Bis zum nächsten Frühjahr bearbeiten wir die Fläche mehrfach mit dem Motorrasenmäher, häckseln Raupen oder Puppen folglich klitzeklein. Wir verwandeln unser sorgfältig gehegtes Wiesenschaumkraut für den Aurorafalter in eine biologische Falle: Erst locken wir ihn an, dann bringen wir ihn um. Ich habe gelernt: Man kann nur schützen, was man

kennt. In Zukunft wird das Wiesenschaumkraut nicht mehr gemäht, auch wenn das Stück Rasen irgendwann braun wird.

Aurorafalter sind häufig – noch. Möglicherweise gehören auch sie bald zu den bedrohten Arten. Denn die Landschaft um uns herum hat sich verändert: Bunt blühende Wiesen und Wegraine? Fehlanzeige. Äcker mit Mohn und Kornblume? Raritäten. Schmetterlinge? Seltene Gäste im Garten. Das morgendliche Vogelkonzert im Frühling und Frühsommer? Eine Stimme nach der anderen verstummt. Kröten, Unken, Salamander? Vom Aussterben bedroht. Wiesen- und Ackerpflanzen, zahllose Insektenarten und Feldvögel gehörten bis vor wenigen Jahrzehnten ganz selbstverständlich zu unserer Normallandschaft. Ihr Lebensraum sind die Wiesen und Weiden, Äcker, Wege, Hecken, Knicks und Feuchtgebiete, also landwirtschaftlich genutzte Flächen. Die machen mehr als 50 Prozent der Landfläche Deutschlands aus, sie sind unsere »Natur«.

Diese Vielfalt wurde von Menschenhand geschaffen, von Bauern, die das Land urbar machten und bearbeiteten. Doch als nach dem Zweiten Weltkrieg aus Bauern intensiv produzierende Landwirte wurden, änderte sich das rasant. Aus artenreichen Wiesen und Weiden machten sie Intensivgrünland, aus vielfältigen Ackerlandschaften industriell bewirtschaftete Monokulturen. Sie beseitigten Knicks, Hecken und Feldraine – das Wegenetz der Biodiversität – und legten nahezu jede Senke und Mulde trocken, die sich auf ihren Flächen befand. Weil Monokulturen anfälliger für Krankheiten sind, rücken sie nun mit Insektiziden, Herbiziden und Fungiziden – von der Industrie mit dem freundlichen Namen »Pflanzenschutzmittel« ausgestattet – allem zu Leibe, was von der angebauten Ackerfrucht abweicht, und vernichten so die Nahrungsgrundlage für alle körner- und insektenfressenden Tiere gleich mit. Und als wäre das noch nicht genug, verwandeln sie mit ihrer stinkenden, medikamentenverseuchten Güllefracht unsere Landschaft in eine gigantische Latrine.

Statt dem Treiben Einhalt zu gebieten, fördert die Politik den ganzen Wahnsinn mit Subventionen für Biogas noch zusätzlich. So wird die Landwirtschaft zur Totengräberin der biologischen Vielfalt, eine Entwicklung, die inzwischen sogar die Bodenlebewesen erfasst. Diesen rücksichtslosen Raubbau bekommen auch wir Menschen zu spüren. In vielen Bundesländern, auch in meiner Heimat Schleswig-Holstein, verseucht Nitrat aus der Gülle großräumig das Grundwasser. In den Urinproben vieler Menschen werden Rückstände von Glyphosat gefunden, einem Unkrautvernichter, der in Verdacht geraten ist, Krebs auszulösen. Seit Jahren streiten Wissenschaft und Politik, ob das Mittel verboten gehört.

Es ist pervers. Verglichen mit intensiv bewirtschafteten landwirtschaftlichen Flächen sind unsere Städte, ja sogar viele Randstreifen von Autobahnen mittlerweile geradezu ein Hort der Biodiversität. Exemplare der Bienen-Ragwurz, einer stark gefährdeten Orchideenart, wachsen in einem feuchten Graben entlang der A 8 nördlich von Amsterdam, weil dort nicht gedüngt und keine Herbizide ausgebracht werden. Auf den Randstreifen der A 14 bei Bernburg vermehren sich selten gewordene Zauneidechsen. Weil dort keine Insektizide ausgebracht werden, finden sie eine reiche Beute an toten und halbtoten Insekten, die ihnen die vorbeifahrenden Autos direkt vors Maul wirbeln. Die Eidechsen wandern von dort sogar auf neue Autobahnabschnitte aus.

In Ausnahmefällen leben an Autobahnen sogar Kreuzottern oder Schlingnattern. Auf dem Mittelstreifen einer Autobahn hat man neugeborene Blindschleichen gefunden, wie Klaus Richter, Professor an der Hochschule Anhalt, auf dem Deutschen Naturschutztag 2016 berichtete. Im Begleitgrün der A 14 bei Bernburg in Sachsen-Anhalt zählten Wissenschaftler und freiwillige Helfer 2014 zwischen Mai und September beispielsweise eine hohe Zahl an Tagfalterarten, wie man sie heute in der intensiv genutzten Agrarlandschaft

vergeblich sucht. Vor allem für ehemals weit verbreitete Arten können solche Grünflächen heute wichtige Rückzugsräume sein, gelegentlich treten sogar Seltenheiten auf, wie zum Beispiel der Himmelblaue Bläuling, der in der Region Bernburg seit 1975 verschollen war, oder das Veränderliche Widderchen, das ebenfalls auf der Roten Liste steht. Übrigens ist die Fläche des Begleitgrüns in Deutschland mit etwa vier Prozent der Landesfläche etwa halb so groß wie die der Naturschutzgebiete in unserem Land.¹

Landwirtschaftlich genutzt werden hingegen mehr als 50 Prozent unseres Landes. Hinzu kommen noch gut 30 Prozent Wald. Siedlungs- und Verkehrsflächen machen nur knapp 14 Prozent der Landesfläche aus. Das als Hinweis an alle, die, wie kürzlich eine Agrarlobbyistin, meinen, den Verlust der Insektenvielfalt auf den Tod an Autofrontscheiben zurückführen zu können.

Bei einem der vielen Gespräche für dieses Buch fiel ein Satz, der sich mir eingebrannt hat: »Die Landschaften meiner Kindheit waren voller Leben.« Er stammt von Michael Succow, Landschaftsökologe und Träger des Alternativen Nobelpreises. Succow wurde 1941 in Brandenburg als Sohn eines Landwirts geboren. Vom Fenster seines Kinderzimmers sah er Großtrappen bei der Balz zu: Die Hähne leuchteten wie weiße Federbälle, die Weibchen mit ihren langen Beinen und Hälsen hielt er bei seinen ersten Begegnungen für Strauße. Im Dezember 1959 beobachtet er Tausende Finkenvögel: Grau-, Gold- und Rohrhammern, Buch- und Bergfinken, Blut- und Berghänflinge, Birkenzeisige, Feldsperlinge bei der Suche nach Samen auf einem abgeernteten Acker. »Ich meinte damals, das bliebe immer so.« Wenn er heute die Landschaft seiner Kindheit besucht, stimmt ihn das traurig. Der Gesang der Gartenammer aus den Wipfeln der Linden ist verstummt, der einst von Schwanenblume und Pfeilkraut umsäumte Feldteich, in dem Wasserläufer und Gelbrandkäfer, Rotbauchunke und Kamm-

molch lebten, ist ausgetrocknet. Selbst die Regenwürmer sind selten geworden. »Komme ich heute in mein Heimatdorf, wandere ich durch Ackerfluren, die mir früher so vertraut waren, so bin ich immer wieder von neuem erschüttert. Wie wenig ist geblieben! Die Idylle meiner Kinderjahre – zur Unkenntlichkeit entstellt, ausgeräumt, erloschen.«²

Wer jung ist, mag denken: So jammerten die Alten schon immer. Ich gebe zu, eine Weile ging es mir ähnlich. Bis ich von »shifting baselines« las. Entdeckt hat sie der Fischereibiologe Daniel Pauly. Er stellte fest, dass Fischereiexperten die Fisch-Populationen am Beginn ihrer Karriere als Referenzpunkte nutzten, aber nicht die Populationen aus den Generationen davor. So fiel es ihnen zwar auf, dass im Laufe ihres Forscherlebens die Fische kleiner und seltener wurden. Doch um wie vieles häufiger und größer die Fische eine Generation davor waren, nahmen sie nicht wahr. Für die Biodiversität gilt Ähnliches. Wer nie im Leben eine artenreiche Blumenwiese gesehen hat, wie es sie in den 1950er Jahren noch überall gab, mag blühenden Raps und Löwenzahn für biologische Vielfalt halten. Wer die Vielfalt heimischer Schmetterlinge nicht erlebt hat, gibt sich mit Admiral und Tagpfauenauge zufrieden. Dabei gäbe es so viel mehr zu entdecken.

Heute frage ich mich, warum mir die Veränderungen nicht früher aufgefallen sind. Ich glaube, es liegt nicht nur daran, dass langsame Veränderungen sich unserer Wahrnehmung verschließen. Es kommt noch etwas Wichtiges hinzu: Berichte über Millionenausgaben für den Schutz von Großtrappen, über Fische oder Fledermäuse, die Autobahnen verhindern können, haben bei mir für das Gefühl gesorgt, es werde bei uns eher zu viel als zu wenig für den Naturschutz getan. Wenn sich dann noch Wolf, Wildkatze, Biber, Fisch- und Seeadler wieder ausbreiten, verstärkt sich der Eindruck, Deutschland sei eigentlich Europas ökologischer Musterschüler. Wie weit wir davon in Wirklichkeit entfernt sind, zeigt dieses Buch.

Manchmal gibt es Heureka-Momente. Als ich vor ein paar Jahren im Sommer nach Estland fuhr, entdeckte ich eine Landschaft, an der ich mich nicht sattsehen konnte: das zarte Grün der Wegraine durchsetzt mit lichtem Blau und einem kleinen Stich ins Lila, weil der Wiesenstorchschnabel in voller Blüte stand. Rosa Wiesen-Flockenblumen, auf denen Sechsfleck-Widderchen sich sonnten, die wegen ihrer leuchtend roten Punkte auf den Flügeln auch Blutströpfchen heißen. Blaue Kornblumen, an denen der Schwalbenschwanz, unser größter Tagfalter, Nektar saugte. Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag: So etwas gab es bis vor wenigen Jahrzehnten auch bei uns. Warum ist das weg?

Also begab ich mich auf die Suche nach der verlorenen Vielfalt, sprach mit Bauern und Botanikern, mit Insekten- und Vogelkundlern, mit Natur- und Landschaftsschützern, sogar ein Laubfrosch-Experte war dabei, und schnell kristallisierte sich eine Hauptursache heraus: die intensive Landwirtschaft, der ab den 1960er Jahren alle anderen Interessen untergeordnet wurden. Als dabei Butterberge, Milchseen und Rindfleischgletscher entstanden, wurden sie vernichtet oder gingen – von der EU hoch subventioniert – in den Export. Als viele Höfe diese Politik nicht überlebten, gaben die Funktionäre von Landwirtschaft und Ernährungsindustrie die Maxime »Wachsen oder Weichen« aus. Ein Umdenken fand nicht statt, obwohl die Warnungen seit den 1980er Jahren immer lauter wurden, dass diese Art der Landwirtschaft die Vielfalt und Schönheit unserer Natur peu à peu zugrunde richtet. Und als wäre das alles nicht schon schlimm genug, entdeckte die Politik die Biokraftstoffe und die Biogasanlagen, so dass heute auf knapp 20 Prozent der Ackerflächen Pflanzen für die Energieerzeugung angebaut werden.³

Es ist verrückt: Jahrtausende waren Artenvielfalt und Landwirtschaft zwei Seiten einer Medaille, ja die Vielfalt früherer Jahrhunderte wäre ohne die Landwirtschaft gar nicht erst entstanden. Doch nach dem Zweiten Weltkrieg hat die Land-

wirtschaft den Vertrag mit der Natur gekündigt. Sie wurde zu einer Industrie, die ohne Rücksicht auf Verluste unsere Lebensgrundlage ausbeutet und dabei eine Vielfalt zerstört, die nicht nur das Auge erfreut, sondern unsere Lebensgrundlage für die Zukunft sichert. Statt endlich umzudenken und umzusteuern, bietet die moderne Technik nur wieder eine scheinbar einfache Lösung an: Die Samen von Ackerwildkräutern werden in Samenbanken für die Zukunft konserviert, um sie bei Gelegenheit wieder herausholen zu können und ein paar Genschnipsel davon für eine neue Züchtung zu nutzen.

Dieses Buch will die Liebe wecken zu den bedrohten und viel zu oft übersehenen Pflanzen und Tieren der Agrarlandschaft – von den Wiesenblumen und den Ackerwildkräutern bis zu Insekten und Vögeln, die alle aufeinander angewiesen sind. Es ist ein *J'accuse* gegen die intensive Landwirtschaft, die die Vielfalt unserer Natur auf dem Altar immer neuer Ertragssteigerungen mit noch mehr Einsatz von Chemie und Dünger opfert, und eine Politik, die es fördert, dass tonnenweise Raps, Getreide und Mais in Biogasanlagen und Autotanks landen. Es ist zudem ein Appell, sich nicht Sand in die Augen streuen zu lassen, wenn behauptet wird, wir müssten so intensiv wirtschaften, um die Welt zu ernähren. In jeder meiner zahlreichen Lesungen aus diesem Buch bekam ich dieses Argument zu hören. Meist gefolgt von einem zweiten Hinweis: „Die Verbraucher wollen doch billige Lebensmittel.“

Da hat die Agrarlobby gute Arbeit geleistet. Denn in Wirklichkeit ist es umgekehrt. Mit seinen Futtermittelimporten beansprucht Europa Millionen Hektar Ackerland vor allem in Lateinamerika – Ackerland, für das Urwälder gerodet, Kleinbauern vertrieben und ihrer Existenzgrundlage beraubt wurden. Dafür stehen die Kühe bei uns im Stall, statt auf einer artenreichen Wiese zu fressen, wie es ihrer Natur entspricht und produzieren mehr Milch als die Welt trinken kann. Anfang 2018 lagen in der EU 400 000 Tonnen Milchpulver auf Halde.

Wir leben in einem fatalen Kreislauf von industrieller Produktion, sinkenden Preisen und Mangel an Achtung vor den Produkten aus der Landwirtschaft. Im Durchschnitt wirft jeder von uns pro Jahr 82 Kilo Lebensmittel weg. Das sind zwei vollgepackte Einkaufswagen. Wir „bezahlen“ dafür doppelt: mit unserem Geld und mit dem Verlust der Vielfalt in unserer Landschaft: auf blütenreiche Äcker, Wiesen und Weiden, auf das Insekten-Konzert an einem Sommertag, auf die Balzrufe von Kiebitzen, wenn der Frühling naht und das Froschkonzert am Dorfteich bei einem Ausflug aufs Land.

Ob wir in Deutschland einige Prozent mehr landwirtschaftliche Produktion haben oder weniger, wird die Nahrungsmittelsicherheit weltweit nicht berühren. Für die Artenvielfalt hingegen wären 20 Prozent nicht intensiv genutzte Ackerfläche ein Riesenschritt. Die Vielfalt unserer Natur ist ein kulturelles Erbe, über Jahrtausende von Menschenhand geschaffen, gehegt und gepflegt, älter als der Kölner Dom und vielfältiger als alle Kunstschatze aller Museen zusammen. Wir sollten uns endlich darauf besinnen, sie zu hüten und zu fördern. Gelungene Beispiele dafür gibt es, wenn auch noch viel zu selten. In diesem Buch kommen Landwirte, Forscher und Naturschützer ausführlich zu Wort, die beispielhaft für eine andere als die kritisierte Landwirtschaft stehen und gelungene Beispiele dafür sind, wie diese Vielfalt erhalten werden kann.

Einen Versuch dazu habe ich selbst gestartet. In meinem Garten habe ich eine artenreiche Wiese angelegt. Sie hat die Entstehung dieses Buches begleitet und sich zum Eldorado für Bienen, Hummeln, Schwebfliegen und Schmetterlinge entwickelt. Auch ein junger Hase und eine Ricke haben die Gräser und Wildkräuter für sich entdeckt. Jedes Jahr im September wird meine kleine Wiese gemäht – natürlich mit der Sense.

Tornesch, im August 2018

JANUAR

Eine Tüte Vielfalt

Die Idee, der intensiven Landwirtschaft etwas Konkretes entgegenzusetzen, entsteht an einem Januartag in Halle an der Saale. Dort treffe ich Josef Settele, Wissenschaftler am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UFZ). Gerade hat er ein Buch über die Tagfalter Deutschlands herausgebracht. In seinem Garten hat er eine Wiese angelegt, nur einige Quadratmeter groß, hinter dem Rasen für die Kinder. »Wir haben uns von einem Gärtnerkollegen eine Mischung aus regionaltypischem Saatgut geholt«, erzählt er. Jeden Sommer beobachte er nun mit großer Freude, »was dort so lebt«, und greift im Spätsommer zur Sense, um sie zu mähen. Das Beispiel zeigt: Die biologische Vielfalt kann man auch im Kleinen fördern.

Auf der Rückfahrt beschließe ich, selbst eine kleine Wiese anzulegen. Sie soll so aussehen wie früher, als in der Feldmark (Äcker, Wiesen, Weiden, Wälder, Raine, alles was zu einem Ort gehört, aber nicht bebaut ist) rosa Kuckucks-Lichtnelken blühten, lila Wiesenschaumkraut, blaue Rundblättrige Glockenblumen und man niemandem erklären musste, dass es sich bei Bläuling, Blutströpfchen oder Schwalbenschwanz um Schmetterlinge handelt. Ich will den Tisch decken für Hummeln und Bienen, für Falter und Fliegen. Im Netz finde ich einen Betrieb, der sich auf die Herstellung von regionaltypischem – das Fachwort lautet autochthon – Saatgut spezialisiert hat, und schicke eine Mail.

Dieses Saatgut wird in der Region gesammelt, vermehrt und dort wieder ausgebracht. Die Idee dahinter hat mit der Entwicklung unserer Natur und Landschaft zu tun. Wildpflanzen haben

sich im Laufe der Jahrhunderte an die lokalen Umweltbedingungen angepasst. Abhängig von Klima, Boden, Sonneneinstrahlung und Feuchtigkeit, haben sie unterschiedliche genetische Potenziale entwickelt, sind stärker oder weniger frostempfindlich, blühen früher oder später. Hinzu kommt ein Artenspektrum, das sich von Region zu Region entsprechend den Bodenverhältnissen stark unterscheidet. Nördlich und westlich von Halle und im Südharz gibt es Muschelkalkhänge und Karstlandschaften, also kalkhaltige Böden. In Schleswig-Holstein hingegen herrschen Marsch- und Sandböden vor. Auf einer typischen artenreichen Wiese in der Umgebung von Halle wachsen demzufolge andere Pflanzen als auf einer Wiese im Norden Hamburgs.

Eine Stunde nach der Mail kommt der Rückruf. Sogleich wird die Sache verzwickt: Offensichtlich habe ich das falsche Unternehmen ausgesucht. Es beliefert landwirtschaftliche Betriebe und Kommunen, die Blühstreifen anlegen wollen, Flächen-Minimum: ein Hektar. Mit 50 Quadratmetern sei meine Wiese viel zu klein, »Apothekermengen« würden sie eigentlich nicht verkaufen, sagt der Berater. Wir einigen uns auf 500 Gramm Saatgut, doppelt so viel, wie ich für meine kleine Wiese brauche. Weniger sei nicht möglich, weil die gewünschte Menge und die Zusammensetzung für jeden Kunden individuell zusammengestellt werden müsse. Sei die Menge zu klein, werde der Aufwand zu teuer.

Meine Mischung nennt sich »Nordwestdeutsches Tiefland«, umfasst Marschen, Flusslandschaften und Altmoränen von Emden bis Lüneburg und Hannover bis Flensburg. Andere Mischungen heißen »Nördliche Kalkalpen«, »Fränkisches Hügelland« oder »Uckermark mit Odertal«. 22 sind es insgesamt. Meine enthält 35 verschiedene Arten, eine unglaubliche Vielfalt im Vergleich zu Wiesen heute, auf denen zwei bis drei schnellwachsende Gräser wie das Deutsche Weidelgras wachsen und vielleicht noch Löwenzahn.

Meine Gräser hingegen tragen Namen wie Wiesenrispe, die in den USA Bluegrass genannt wird und einer Bergkette, den

Bluegrass Mountains in Kentucky, den Namen gab. Ein anderes Gras heißt Wiesen-Fuchsschwanz und hat eine Ähre so dick wie Pfeifenputzer. Der Rotschwengel bildet dichte Horste am Boden. Würde meine kleine Wiese beweidet, wäre dieses Gras für die Tiere ein besonderer Leckerbissen. Die Feld-Hainsimse, eine Binse, schmeckt eher den Ameisen. Sie hat einen raffinierten Trick entwickelt, um neue Standorte zu besiedeln. Biologen nennen ihn Myrmekochorie, von griechisch mýrmēx (= Ameise) und chōrein (= sich verbreiten). Die Simse stattet ihre Samen mit einem fettreichen Anhängsel aus. Diesen Leckerbissen tragen Ameisen mitsamt den Samen in ihre Bauten. Auf diese Weise verbreiten sie die Feld-Hainsimse.

Zu den Hülsenfrüchten gehört die Vogel-Wicke, die leuchtend blau-lila blüht und nahrhafte Samen produziert, über die sich die Vögel im Herbst freuen werden. Das Echte Mädesüß heißt so, weil es nach der Mahd angenehm duftet. Der himmelblaue Gamander-Ehrenpreis trägt im Volksmund den Spitznamen Männertreu: Wenn man die Pflanze pflückt, fallen die Blüten rasch ab. Nicht alle Pflanzen werde ich im Laufe des ersten Jahres kennenlernen, warnt der Berater. Manche keimen erst nach dem nächsten oder übernächsten Winter. Die Wiese werde ihre Zusammensetzung im Laufe der Jahre verändern.

Die Tüte, ein schlichter, weißer, oben grob zugenähter Papierbeutel, kommt zwei Wochen später. Sie enthält elf verschiedene Gräser, fünf Leguminosen, ein anderes Wort für Hülsenfrüchte, und 19 unterschiedliche Kräuter, die alle zusammen bis vor wenigen Jahrzehnten überall zu ganz normalen Wiesen gehörten. In meinem Garten sollen sie wachsen und blühen dürfen, als buntes, vielfältiges, nektarreiches Insekten-Eldorado. Für die Aussaat ist es noch zu früh. Wir haben gerade mal Ende Januar, und wo die Wiese wachsen soll, befindet sich noch Rasen. Der muss erst abgeschält werden, damit meine Wiesensaat eine Chance gegen die konkurrenzstarken Rasengräser bekommt. So habe ich Zeit, mich mit dem Inhalt der Tüte zu beschäftigen und die langen schma-

len, dicken runden, großen und kleinen Saatkörner zu erforschen. Was heißt es, wenn die Tüte fünf Gramm Vogel-Wicke enthält, 2,5 Gramm Rotklee und 2,5 Gramm Gamander-Ehrenpreis, aber 70 Gramm Rotschwengel? Wie viele Pflanzen können das werden? Hunderte, Tausende, zehn, eine?

Die Recherche ergibt: Das Gewicht von Saatgut wird als Tausendkornmasse angegeben und die ist bei jeder Pflanze anders. Die Samen der Vogel-Wicke sind dick und schwer. 1000 Stück wiegen 40 Gramm, 1000 Rotkleeamen hingegen um die 2 Gramm, beim Rotschwengel sind es nur noch 1,2 Gramm, und der Gamander-Ehrenpreis ist geradezu ein Leichtgewicht. 1000 Samen bringen nur 0,2 Gramm auf die Waage. Entsprechend bunt ist die Saatgut-Mischung: Gut 125 Saatkörner von Vogel-Wicken, gut 1250 des Rotklee, 12 500 Ehrenpreissamen und 63 000 des Rotschwengels. Er ist eines der elf Gräser auf meiner kleinen Wiese und soll mehr als einen Meter hoch werden. Ob die Blütenpflanzen dazwischen überhaupt noch zu sehen sein werden? Wird die kleine Wiese womöglich Ehrenpreis-blau blühen oder Rotklee-rosa?

WIESEN UND WEIDEN

Kein Platz für Mädesüß, Klappertopf und Männertreu

Wiesen und Weiden sind Menschenwerk, ihre natürliche Vielfalt verdanken sie den Bauern. Es gibt sie, seit Menschen in der Jungsteinzeit begannen, sesshaft zu werden. Bauern haben sie dem Wald abgerungen, haben Bäume gefällt, auf die so entstandenen Grünflächen ihre Tiere getrieben und Äcker angelegt. Die Bäume des Waldes lieferten Viehfutter und Einstreu für die Ställe.¹ Die biologische Vielfalt unserer Wiesen und Weiden entstand weitgehend aus dem schon vorhandenen Arteninventar, das der Beweidung standhielt oder sich ihr anpasste. Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen sorgten dafür, dass neue Büsche und Bäume nicht nachwachsen konnten, und verbreiteten mit ihrem Fell und in ihrem Dung die Pflanzensamen.

Die strikte Trennung zwischen Wald und Weide, wie wir sie heute kennen, gab es nicht. Das Vieh lebte vielerorts bis in die Neuzeit fast ganzjährig im Wald. Und zwar in großen Zahlen, wie ein Protokoll aus dem Jahr 1739 zum Vieheintrieb in den 4500 Hektar großen Kaufunger Wald in Nordosthessen/Südostniedersachsen zeigt: In ihn wurden jährlich 795 Schweine, 1173 Rinder und 3146 Schafe getrieben, im 21 000 Hektar großen Reinhardswald in Hessen waren es sogar 5459 Schweine, 3059 Pferde, 5869 Rinder, 19 374 Schafe und 718 Ziegen. Für kirchliche und weltliche Grundbesitzer war die Verpachtung von Weiderechten zur Schweinemast im Wald eine wichtige Geldquelle.²

Die tausendjährigen Eichen, die heute fälschlich als Urwaldrelikte angesehen werden, sind die Zeugen dieser Nut-